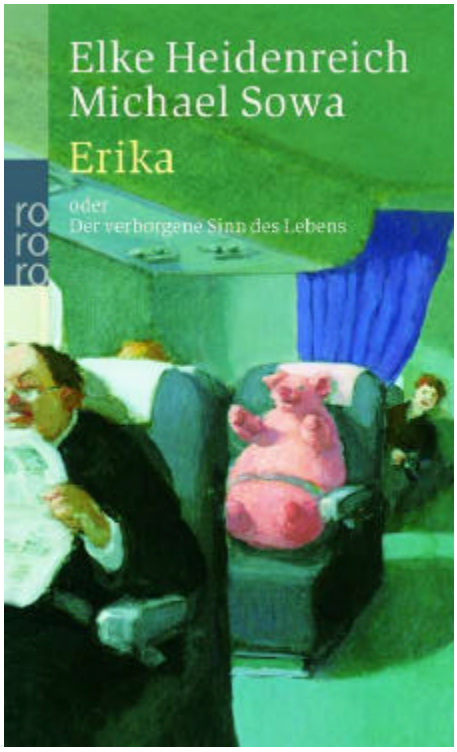
Leseprobe aus:

Elke Heidenreich/ Michael Sowa
Erika



(c) 1992/2002 by Rowohlt, Reinbek bei Hamburg und Carl Hanser Verlag GmbH, München

Ich hatte das ganze Jahr hindurch gearbeitet wie eine Verrückte und fühlte mich kurz vor Weihnachten völlig leer, ausgebrannt und zerschlagen. Es war ein schreckliches Jahr gewesen, obwohl ich sehr viel Geld verdient hatte. Es war, als hätte ich zu leben vergessen. Ich hatte meine Freunde kaum gesehen und war nicht in Urlaub gefahren, meine Mahlzeiten hatte ich irgendwo zwischen Tür und Angel im Stehen eingenommen – Gyros und Krautsalat, ein Stück Pizza, ein paar Tortillas und dazu zwei, drei Margaritas –, oder ich hatte zu Hause ein paar Rühreier aus der Pfanne gegessen, vor dem Fernseher, und an vielen Tagen hatte ich auch gar nichts gegessen und nur Wein, Kaffee und Gin getrunken und war wie ein Stück Blei ins Bett gefallen, ohne die Post zu öffnen oder den Anrufbeantworter ab-

zuhören, traumlos, leblos. Ein paar Tage vor Weihnachten – ich war gerade nach Hause gekommen und hatte mich vor Erschöpfung nach einem Sechzehn-Stunden-Tag einfach in Mantel und Stiefeln der Länge nach auf den Teppich gelegt und nur noch ganz flach geatmet – klingelte das Telefon. Beim ersten Ton schon griff ich danach wie nach einem allerletzten Lebenszeichen von da draußen. «Ja!», sagte ich, und ich hätte auch genauso tonlos «Hilfe!» sagen können.

Es war Franz, und er rief mich aus Lugano an. Franz und ich hatten vor Jahren mal eine Weile zusammengelebt, uns dann aber einigermaßen friedlich getrennt und beide geheiratet. Inzwischen waren wir auch beide wieder geschieden, und er lebte in Lugano und ich in Berlin.

Franz arbeitete in Lugano bei einem Architekten, und ab und zu schrieben wir uns alberne Karten. Manchmal traf ich seine Mutter, die so gern gese-

hen hätte, dass wir zusammengeblieben wären, und die in Berlin langsam vermoderte, wie so viele alte Leute. Sie erzählte mir dann ein bisschen von ihm, aber Mütter wissen ja nichts von ihren Kindern, und ich erfuhr nur, dass es Franz gut gehe, und er verdiene viel, sie sei allerdings noch nie in Lugano gewesen.

«Hallo, Betty», sagte Franz am Telefon. Er ist der Einzige, der mich Betty nennt. Ich heiße Elisabeth, aber das sagt nur meine Mutter zu mir. Mein Vater nannte mich Lisa, in der Schule hieß ich Elli, und mein Mann hatte Lili zu mir gesagt. Manchmal weiß ich selbst nicht mehr, wie ich eigentlich heiße, und nenne mich bei meinem zweiten Namen: Veronika. Nur für Franz war ich Betty gewesen, und ich holte tief Luft, streifte mir die Stiefel von den Füßen und sagte: «Ach, Franz.»

«Hört sich nicht gut an, ach, Franz», sagte er. «Ist was los?»

«Ich glaube, ich bin tot», sagte ich. «Kneif mich mal.»

«Dazu müsstest du etwas näher kommen», sagte Franz, «und das ist es, weshalb ich anrufe.»

Ich machte die Augen zu und dachte an die komische Dachwohnung, in der wir zusammen gewohnt hatten. Franz hatte Bühnenbilder in verkleinertem Maßstab gebaut, und im Szenenbild von «Don Giovanni» hatten unsere beiden Hamster Kain und Abel gewohnt. Sie waren auf den kleinen Balkönchen erschienen und hatten sich geputzt, und vom Tonband spielten wir dazu Donna Annas Arie aus dem Ende des zweiten Aktes, «or sai chi l'onore rapire a me volse», und zu der Zeit haben wir furchtbar viel getrunken. Wir arbeiteten auch – er an seinen Bühnenbildern, ich für meine Zeitung, aber wir tranken Gin und Weißwein und Tequila in solchen Mengen, dass ich heute nicht mehr weiß, wie wir überhaupt morgens aus dem Bett kamen, wer all die

leeren Flaschen wegbrachte und wann wir eigentlich die Katze versorgten. Einer der beiden Hamster wurde später in dem dicken Lesesessel totgedrückt – er war zwischen Sitzpolster und Lehne gekrochen –, und wir fanden ihn erst, als er zu riechen begann, und brauchten – es war bei einem Frühstück – an dem Tag den ersten Gin schon morgens, obwohl im Grunde so eine letzte Regel galt: Wein ab 16 Uhr, Gin ab 20 Uhr und Tequila erst nach zehn. Was soll's, lange her.

«Warum kommst du nicht über Weihnachten zu mir nach Lugano?», fragte Franz.

«Warum sollte ich», sagte ich und freute mich irrsinnig, aber ich ließ meine Stimme ganz unten. «Kannst du ohne mich auf einmal nicht mehr leben?»

«Ich kann wunderbar leben ohne dich», sagte Franz, «und was glaubst du, wie ich das genießen werde, wenn du nach Neujahr wieder abfährst.»

Ich war noch nie in Lugano gewesen. «Wie ist Lugano», fragte ich, «grässlich?»
«Grauenhaft», sagte Franz. «Alte Häuser mit Palmen davor und mit Glyzinien bewachsen, die so ekelhaft lila blühen, überall Oleander mit diesem scheußlichen Duft und ein grässlicher See inmitten scheußlicher Berge. Und sie trinken hier diesen widerwärtigen Fendant, bei dem man schon nach vier Flaschen betrunken ist. Überleg's dir.» – «Versprichst du mir, dass wir uns die ganze Zeit streiten?», fragte ich, und Franz sagte: «Ehrenwort.»
«Fabelhaft», sagte ich, «aber du vergisst, dass ich schon tot bin. Ich glaube nicht, dass ich es noch bis Lugano schaffe, ich schaff's ja nicht mal mehr bis in die Küche, Franz.»
«Du fliegst», sagte Franz, «bis Mailand, und dann fährst du eine Stunde mit dem Zug nach Lugano, und ich hol dich ab.»
«Hol mich nicht ab», sagte ich, «vielleicht hab ich

ja Glück und das Flugzeug fällt runter, und dann wartest du umsonst.»

«Gute Idee», sagte Franz, «ich könnte auch bei Chiasso einen Baumstamm quer über die Schienen legen, dann würde dein Zug entgleisen, was hältst du davon?»

«Großartig», sagte ich und fing plötzlich an zu weinen und dachte an unsere Katze, die eines Tages vom Dach gefallen war, einfach so, und wir hatten gedacht, das würde nie passieren. Sie war gewöhnt daran, über die Dächer zu gehen, und von unserm kleinen Balkon aus sah ich sie oft in der Sonne sitzen und sich putzen, hoch neben dem Schornstein, vor der Fernsehantenne, auf der die dicken Tauben gurrten. Eines Tages war sie gerutscht, ins Strudeln gekommen, hatte sich vor Verwirrung nicht mehr halten können und an allen Vorsprüngen und Balkons vorbei einen geraden Sturz in die Tiefe gemacht, fünf Stockwerke, und ich sah sie bewe-

gungslos unten liegen und war unfähig, ihr nachzulaufen.

Schließlich war Franz die Treppen runtergerannt und lange nicht wiedergekommen. Wir haben nie mehr über die Katze gesprochen, und in dem Jahr lebten wir uns auseinander, wie man wohl so sagt. Wir konnten einfach über nichts mehr ernsthaft reden, wir waren zynisch und ironisch und unehrlich miteinander, und wir litten beide darunter, aber ändern ließ es sich auch nicht mehr.

«Du wirst mich gar nicht mehr erkennen, wenn ich komme», sagte ich. «Ich bin ganz alt geworden und schlohweiß und potthässlich.» Ich zog die Nase tüchtig hoch, stand auf und warf mich in einen Sessel, um Haltung anzunehmen. «Du warst immer schon potthässlich», antwortete Franz, «ich wollte es dir nur nie sagen. Ich bin übrigens strahlend schön wie immer.»

«Gut», sagte ich, «das seh ich mir an, ich komm

Heiligabend, falls da was fliegt.» Ich hatte das Gefühl, er freute sich wirklich und ich wäre irgendwie gerettet.

Ich schloss die Augen und blieb vielleicht noch eine halbe oder eine volle Stunde im Sessel liegen. Ich hörte die Geräusche im Haus, zuklappende Türen, eine Männerstimme, schnelle Schritte, und von der Straße klang Berlins böses Brummen hoch, ein brodelnder Dauerton wie kurz vor der Explosion eines Kessels, und ich stellte mir Lugano vor wie eine kleine Oase mit roten Dächern in einer Schneekugel.

Am 24. warf ich am frühen Morgen ein paar Pullover und Jeans, meine Brille, meinen Muff, ein bisschen Wäsche, Waschzeug, meine Ballerinas, ein Paar feste Schuhe, das alte schwarze Seidenkleid mit dem verblassten Rosenmuster, ein paar Bücher und meinen Reisewecker in eine Tasche und ging nochmal kurz ins KaDeWe, um elsässischen Senf für

Franz zu kaufen. Es gibt dort eine Abteilung mit achtzig oder hundert verschiedenen Sorten Senf, in Gläsern und Tuben und Tontöpfen, scharf und süß und süßsauer, cremig und körnig, hellgelb bis dunkelbraun, und die ganze Perversität des Westens, die ganze unerträgliche Angeberei dieser aufgeblähten, maroden, verlogenen Stadt Berlin fließt für mich zusammen in der Unglaublichkeit dieser Senfabteilung – die Welt steht in Flammen, es ist Krieg, Menschen verhungern und schlachten sich ab, Millionen sind auf der Flucht und haben kein Zuhause, Kinder sterben auf den Straßen, und Berlin wählt unter hundert Sorten Senf, denn nichts ist schlimmer als der falsche Senf auf dem gepflegten Abendbrottisch. Aber ich hätte auch das noch geschafft, ich wäre mit dem Fahrstuhl hochgefahren und hätte für Franz, den Zyniker, Franz, den trostlosen Intellektuellen, Franz, den Spötter mit den tiefen Falten rechts und links der Nase, ich hätte

für Franz, mit dem ich so verzweifelte Nächte und so verlogene Tage verbracht habe, den grobkörnigen, dunkelgelben, süßscharfen elsässischen Senf im Tontopf mit Korkverschluss gekauft, wenn ich nicht im Parterre das Schwein gesehen hätte. Erika.

Es sah aus wie ein Mensch, und ich weiß nicht, wieso ich auf «Erika» kam, aber es war wirklich mein erster Gedanke. Das Schwein sah aus wie eine Person, die Erika hieß und aussah wie ein Schwein. Erika war fast lebensgroß, fast so groß wie ein ausgewachsenes Schwein. Sie war aus hellrosa Plüschfell, hatte vier stramme dunkelrosa Beine, einen dicken Kopf mit leicht geöffneter Schweineschnauze, weichen Ohren und etwa markstückgroßen himmelblauen Glasaugen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck – vertrauensvoll, gutmütig, neugierig und mit einer Art gelassener Pfiffigkeit, die zu sagen schienen: Was soll all die Aufregung, nimm es,